

Und dann die zauberhafte Gegend rund um den Ammersee. Wer hätte sich solche Zustände ausmalen können?»

Der Bankier Carl Theodor Deichmann, tief in seinem Lehnstuhl, deutlich älter als seine Frau, wendet sich seinem ältesten Sohn zu. »Nun, Carl. Und du kannst guten Gewissens jede Schuld an den Vorkommnissen von dir weisen? Du bestehst darauf, dass Moltke die Vorfälle nicht selbst provoziert hat?«

»Aber Papa, natürlich. Helmuth Moltke war ja sogar unser Klassenvertreter im Schülerrat. Aber er hat den andern eben nicht nach dem Munde geredet. Er hat gesagt, der gefeierte Schondorfer Landheimgeist wäre nichts als eine Sense, die alles wegmäht, was hervorragend ist. Er hat gesagt, man sollte so handeln, wie man selbst es als richtig erkannt hat, und sich unter das Urteil der Gemeinschaft zu ducken wäre nichts als persönliche Feigheit. Anfangs wusste ich nicht, ob ich seiner Meinung bin, aber dann hat die Schülerversammlung selbst bewiesen, dass Moltke recht hatte. Die haben ihn nämlich in Verschiss getan. Zwei Wochen lang sollte keiner mit ihm reden. Die meisten haben sich auch daran gehalten, aber nicht etwa, weil sie es richtig fanden, sondern nur aus Angst, dass es ihnen sonst genauso ergehen könnte. Das hat mir nicht gefallen und auch einigen anderen nicht. Also haben wir weiter mit Moltke geredet.«

Freya sitzt vorgebeugt, das Kinn in die Hände gestützt. Sie betrachtet ihren Bruder.

»Und dann«, sagt sie, »sind sie zu euch ins Zimmer gekommen und haben euch verhaun. Und ihr habt euch nicht gewehrt.«

»Genau. Wir waren ja nur zehn, gegen alle anderen. Moltke meinte deswegen, wir sollten uns nicht wehren, nur dann würde unsere Unschuld offenbar. Und er hatte recht. Moltke ist das Trommelfell gerissen, das Ohr hat sich entzündet, und wir durften alle zusammen in ein eigenes Haus ziehen, zu einem sehr netten Lehrer, wo wir selber kochen konnten und unter uns geblieben sind. Die anderen haben wir nur noch zu den Schulstunden gesehen. Aber wenn wir uns mit denen geprügelt hätten, wären wir nur alle zusammen bestraft worden.«

»Also du siehst«, sagt Ada Deichmann zu ihrem Mann, »es ist undenkbar, den Jungen zurückzuschicken.«

»Moltke geht natürlich auch nicht mehr hin«, sagt Carl. »Ich glaube, er wollte überhaupt niemals dort sein. Ich glaube, er hatte Heimweh. Er wollte nicht in Schondorf sein, und deswegen hat er von Anfang an gesehen, wie es wirklich ist.«

»Dann ist er jetzt sicher froh, dass er wieder zu Hause ist«, sagt Freya. »Wo wohnt er denn überhaupt?«

»In einem Schloss in Schlesien. Kreisau, so heißt es.«

Freya lehnt sich in ihrem Stuhl zurück. Sie streicht sich das Haar aus der Stirn.
»Kreisau«, sagt sie.

1926, Kyritz/Ostprignitz

»Dieser Graf«, sagt die Mutter zur Tochter. »Nein, ich weiß, was du sagen willst, Lotte, und er ist auch durchaus – nennen wir es bemerkenswert. Und dass er sich auf allerlei politischen Zusammenkünften zeigt und sich sogar mit Kommunisten abgibt, darüber mögen sich andere den Mund zerreißen. Aber er ist sieben Jahre älter als du. Und dann diese Läufe, die er jeden Morgen veranstaltet, quer durch die Gemeinde, bekleidet mit nichts als einer Badehose. Lotte, hör auf zu lachen. Du bist erst sechzehn. Graf Schulenburg ist nicht der richtige Umgang für dich.«

Lotte lacht laut heraus. Charlotte Kotelmann, rothaarig, löwenmählig, üppig, entschlossen: Der Direktor des Friedrich-Ludwig-Jahn-Gymnasiums hat ihr auch schon ins Gewissen geredet. Was denkt sie sich dabei, stundenlang mit dem Grafen auf dem Seesteg zu sitzen?

Charlottes Augen sind weit geworden. Etwas denken? Auf dem Seesteg? Was denn, um Himmels willen?

Kennengelernt hat sie den Grafen auf dem Tennisplatz. Und gestern Nachmittag haben sie einmal mehr das gemischte Doppel gewonnen.

Das war sehr gut, hat der Graf gesagt. Sie haben sich ganz hervorragend geschlagen.

Charlotte hat abgewehrt. Nicht ihr war der Sieg zu verdanken, sondern ihm: Graf Schulenburg spielt besser Tennis als Charlotte. Er spielt besser als jeder Mensch, den Charlotte kennt. Der Graf hat sein Lob aber ernst gemeint. Er meint immer alles ernst, er macht keine belanglosen Komplimente.

Wer von uns beiden besser spielt, ist ganz ohne Belang, hat er gesagt. Es wäre nur von Bedeutung, wenn wir gegeneinander spielen würden. Aber das tun wir keinesfalls. Wir spielen immer zusammen gegen die anderen, und dann summieren sich unsere Kräfte.

Sein altersklappriges Rad hatte einen Platten, also schoben sie beide ihre Räder zum See.

»Und da sitzt ihr auf dem Holzsteg und redet«, sagt die Schwester. »Was redet ihr nur die ganze Zeit?«

»Meistens über Bücher«, sagt Charlotte. »Wir können endlos über Bücher reden.«

Weshalb sie jetzt auch weiß, was sie mit ihrem Leben tun will. Charlotte Kotelmann wird Germanistik studieren. Sie hat es dem Grafen gestern gesagt. Er hat anerkennend genickt: Hervorragend. Ja, das wäre genau richtig für Sie.

Sie hat gesagt: Und dann werde ich Kinder bekommen.

Er hat gelacht, voll plötzlicher Freude. Der Graf lacht selten und immer nur kurz, aber wenn, dann ist es sehr schön: als würde sich ein Vorhang heben, und für einen kurzen Moment flutete Lichtschein hinaus auf den dunklen Hof der Welt.

So machen Sie es, hat er gesagt. Sie studieren Germanistik, und dann bekommen Sie viele Kinder. Ich bin sicher, es werden sehr schöne Kinder werden. Und alle mit einem guten, freundlichen Herzen.

1927, Hohwacht

»Was für ein zäher kleiner Kämpfer du bist.« Dr. Julius Leber, Reichstagsabgeordneter der SPD, Mitglied der Lübecker Bürgerschaft und Chefredakteur des ›Lübecker Volksboten‹, hält Annedore Rosenthal im Arm, die streng deutschnational und katholisch erzogene Tochter des Direktors des humanistischen Gymnasiums Katharineum zu Lübeck. »Was für ein tapferer kleiner Schmetterlingsjunge. Wer hätte das gedacht? Erst hat er die Schneiderlehre durchgesetzt, anstatt wie befohlen Jura zu studieren. Und nun hat sich der Saulus auch noch zum Paulus gewandelt.«

Annedore ist letzte Woche in die SPD eingetreten. Sie ist dreiundzwanzig. Julius ist sechsunddreißig. Erst durch ihn hat sie begriffen, wie privilegiert sie aufgewachsen ist. Annedore ist mit Privatunterricht auf das Abitur vorbereitet worden, für das Julius so hart kämpfen müssen. Ihr Herz wendet sich um, wenn sie an den Jungen denkt, an das Kind mit leerem Magen, todmüde von der Arbeit, heruntergeputzt von kleingeistigen Lehrkräften. Aber der Mann hat nichts Bemitleidenswertes. Er ist stark und schön, mit vollem Mund, geraden Brauen, einer strahlenden Vision von einer besseren Welt.

»Mein Paulus. So ein hübscher Frischbekehrter bist du.«

An ihrer Wange reibt der raue Stoff seines Jacketts. Sie fühlt den Strom, der von ihm ausgeht: seine Vitalität, seine Stärke, seine Verletzlichkeit, sodass sie ihn

mütterlich schützen und umfassen möchte, diesen schweren kraftvollen Mann, während sie sich an ihn schmiegt. Sie stehen am Strand der Ostsee, in Hohwacht, wo sie zwei heimliche Tage verbringen: Annedores Vater ist aufs äußerste empört über dies illegitime Liebesverhältnis seiner Tochter mit einem kulturlosen Bauern, dreizehn Jahre älter als sie und ohne ein Wort Latein, dafür aber mit einem unehelichen Bankert, wie man munkelt.

Und sollte es Annedore verblüffen, dass vor ihr schon andere Frauen Julius Leber erlegen sind? Das Kind hat er unumwunden gestanden. Es entstammt einer flüchtigen, längst beendeten Beziehung, Jüli bezahlt Unterhalt, weitere Kontakte existieren nicht, was kümmert die Angelegenheit Annedore? Jüli: So nennt sie ihn, mit der französischen Aussprache anspielend auf seine elsässische Herkunft.

»Mein Junge. Was hältst du davon, wenn wir beide heiraten würden? Wir würden doch gut zueinander passen. So ein hübscher Schmetterlingsjunge, der ganz fest an meiner Seite steht.« Er schiebt sie ein wenig von sich, sucht ihren Blick. »Mein Paulus. Sag es.«

»Ja.« Sie muss weinen.

Sie heiraten am 21. November 1927.

März 1928, Löwenberg, Niederschlesien

»Und Sie sind also mit diesem Flugzeug hierher geflogen!« Eugen Rosenstock-Huessy, Professor der Rechtsgeschichte an der Breslauer Universität, umrundet staunend die Klemm 25: das kleine Sportflugzeug aus Spanholz und Seide, mit dem Adolf Reichwein soeben auf der Wiese neben dem Boberhaus gelandet ist.

Edolf, wie ihn seine Freunde seit seiner Weltreise nennen, Äidolf, mit englischer Aussprache: Das Flugzeug hat er nach dem Tod seines Kindes angeschafft. Der Zweijährige ist beim Spielen ertrunken. Die Scheidung von dessen Mutter ist gerade rechtskräftig geworden. Edolf Reichwein, der die Lederschnallen der Kappe löst, aus dem Cockpit klettert, wägt ab, welcher Teil dieser Geschichte hier erzählt werden sollte. Wenn überhaupt. Lächelnd sagt er: »Das Fliegen passt doch recht gut zu unserer Veranstaltung. Es veranschaulicht wie wenig sonst die veränderten Distanzen heutzutage, wo die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge noch das entfernteste Ereignis sozusagen vor die eigene Haustür rücken.«

»Eine Erkenntnis, die Ihre Reise zweifellos vertieft hat«, sagt Rosenstock-Huessy.

Von 1926 bis 1927 ist Reichwein über England nach Amerika gereist, dann quer durch den Kontinent von New York nach Seattle und durch Kanada nach Alaska gefahren, als Matrose auf einem Frachtschiff ist er nach Japan, China, auf die Philippinen und wieder zurück nach Amerika gelangt, und schließlich ist er der kalifornischen Küste bis hinunter nach Mexiko gefolgt.

»In der Tat hat die Reise mir anschaulichst vor Augen geführt, dass man sich nicht mehr verschanzen kann«, sagt er. »Nicht in seinem Haus, nicht in seinem Land. Alles ist global, wie die Angelsachsen sagen. Natürlich liegen darin aufregende Chancen ebenso wie große Gefahren.«

»Ich nehme an, Sie werden diese Themen in den nächsten Tagen auch unseren jungen Leuten hier unterbreiten?«

»Unbedingt. Ich wollte ja vor allem meine weltwirtschaftlichen Studien vertiefen, weshalb die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft mir die Sache überhaupt ermöglicht hat. Ich freue mich nun sehr über die Möglichkeit, gewisse Erkenntnisse weiterzugeben, und eben nicht nur die, die sich für die Schriftform eignen.«

Edolf Reichwein hat nach seiner Rückkehr erneut die Leitung der Volkshochschule Jena und des von ihm gegründeten Jungarbeiterwohnheims am Beuthenberg übernommen, in dem er zusammen mit einem Dutzend junger Arbeiter lebt. Rosenstock, ein Mitstreiter in der Volkshochschulbewegung, hat ihn eingeladen, am Ersten Löwenberger Arbeitslager teilzunehmen.

»Die ganze Unternehmung geht im Wesentlichen auf eine Initiative eines meiner Studenten zurück«, sagt er. »Graf Moltke. Ein bemerkenswerter Träger des alten Namens. Er ist vor ein paar Tagen erst volljährig geworden. Im Moment halten ihn seine juristischen Studien noch in Breslau fest, aber er wird im Laufe der nächsten Tage noch zu uns stoßen. In den Osterferien letztes Jahr hat er im Landratsamt von Waldenburg gearbeitet, mitten im schlesischen Bergbaugebiet, und war tief erschüttert vom Ausmaß der dortigen Verelendung. Deshalb hat er sich an mich gewandt, zusammen mit zwei meiner Studenten – ah, Einsiedel. Da sind Sie ja.«

»Die Waldenburger Kohle kann eben nicht mit der qualitativ besseren Kohle Oberschlesiens konkurrieren«, sagt Horst von Einsiedel zu Edolf Reichwein. »Aber Moltke sagt sehr richtig, man könne hier doch nicht auf Ursachen und Wirkungen verweisen, so als würden wirtschaftliche Entwicklungen von Naturgesetzen geregelt und nicht von Menschen. Um die obersten Reichsstellen zu einer direkten Hilfsaktion zu zwingen, hat er deutsche und ausländische Journalisten nach Waldenburg eingeladen, eine amerikanische Korrespondentin namens Dorothy Thompson, Edgar Mowrer von der ›Chicago Daily News‹. Es kommen ja alle, wenn